

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Band: 56 (1976-1977)
Heft: 10

Buchbesprechung: Das Buch

Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 16.10.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Das Buch

DAS EHRLICHSTE SCHREIBGEFÜHL

Gabriele Wohmann, «Ausflug mit der Mutter¹»

«Das Tagebuch als Übung im eigenen Befinden, bei vollem Bewusstsein, was daran irrelevant ist» – so zu lesen bei Max Frisch, unter dem Titel: «Vom Schreiben in der Ich-Form.»

Ein Tagebuch ist Gabriele Wohmanns neuer Roman nicht, aber dennoch eine literarische «Übung im eigenen Befinden», ein minuziöses, zugleich egozentrisches und selbstkritisches Registrieren der eigener Regungen: ohne dass freilich die Frage nach der allgemeinen Bedeutung dieses Befindens gestellt würde, vielmehr in der Überzeugung, dass alles daran relevant ist, nicht für die Welt, aber für den betroffenen Einzelnen. «Ihr privater Fall ist ihr Weltgeschehen», sagt sie in bezug auf ihre verwitwete Mutter, und wehrt damit jeden möglichen Vergleich mit dem Schicksal anderer Menschen ab, von dem her sich die Erfahrung eines bestimmten Einzelnen relativieren könnte.

Es ist deshalb begreiflich, dass bei dieser Schriftstellerin und gerade bei ihrem letzten Buch die kritische Frage gestellt worden ist, ob das, was sie schreibe, nicht nur ihre Privatsache sei, bewundernswert durch stilistische Beweglichkeit und psychologische Subtilität, und doch für kaum einen anderen von Belang. Tatsächlich geht Gabriele Wohmann gerade in diesem Buch stärker als bisher von ihrem eigenen Erfahrungskreis aus – vielmehr: sie leuchtet ihn aus, als ob es nichts darum herum gäbe. Aber damit ist die Frage, ob das, was sie schreibe, andere treffen und betreffen könne, nur gestellt und nicht schon beantwortet.

Das Thema des Buches ist nicht etwa ein abseitiges, sondern das allge-meinste; es gehört dem Erlebnisbereich sehr vieler, ja fast aller Menschen an: der Tod des einen Elternteils, des betagten Vaters, das Weiterleben der Mutter als Witwe, deren Schwierigkeiten und Anstrengungen in einem späten Neuanfang, ihre beginnende Abhängigkeit von den erwachsenen Kindern – dies alles gesehen, beschrieben, ja recht eigentlich erfahren und erlitten, aber auch reflektiert und analysiert von der Tochter. Damit aber wird das Generelle zum Besonderen: denn diese Tochter ist, unverfremdet, unmaskiert, die Autorin selbst, oder sagen wir vorsichtiger: ein Mensch, der im Schreiben lebt.

«Warum bin ich nicht längst darauf gekommen, über die Mutter zu schreiben? Auf keine andere Weise kann ich mich gründlicher um sie kümmern, sorgfältiger und mit mehr Konzentration, mehr Anstrengung, äusserster Betroffenheit kann ich sie überhaupt nicht ernst nehmen. Der Artikulationsversuch über die Mutter als Witwe ist meine extremste Zuwendung» – diese Sätze legen gleich zu Beginn die Perspektive fest, die Perspektive eines Menschen, der auch in der Zuwendung zu anderen Menschen nur im Schreiben existiert, andere Menschen nur schreibend erreichen kann. Etwas vom alten Zwiespalt zwischen Kunst und Leben bricht hier auf; im Schreiben entfaltet und verwirklicht sich eine Form der Zuwendung, deren steter Begleiter die Reflexion ist.

Nicht dass die Tochter die Mutter zurückwies, sich grundsätzlich von ihr entfernte; die Beziehung zwischen der betagten Mutter und der erwachsenen Tochter wird als eine ungetrübt herzliche dargestellt. Da sind kaum Zeichen der Entfremdung, der Ungeduld von seiten der Tochter, und umgekehrt erhebt die Mutter keine Vorwürfe, dass man sich nicht genug um sie kümmere. Ich glaube kaum, dass in den letzten Jahren in einem literarischen Werk ein alter Mensch mit so viel Liebe, Bewunderung, Rührung dargestellt worden ist wie hier. Die Eigenwilligkeit, mit welcher Gabriele Wohmann auf der ihr eigenen Sicht beharrt, erweist sich insofern als äusserst fruchtbar, als es ihr gelingt, den zahlreichen dunklen Darstellungen, die das Alter in den letzten Jahren gefunden hat (bei Simone de Beauvoir, Max Frisch, Jean Améry) und der Angst der Zeitgenossen vor den letzten Lebensjahren das Porträt eines alten Menschen entgegenzustellen, der zwar nicht ohne Schwierigkeiten, aber doch mit Würde altert, ohne die Züge der versteckten Tyrannei, ohne unausgesprochene, doch fühlbare Vorwürfe an die Umwelt, weder gespielt bescheiden noch anspruchsvoll – eine eigentliche Idealgestalt einer Mutter, einer alten Frau.

So unantastbar die Mutter dargestellt wird, jeder Kritik entrückt, so sehr trifft Selbstanklage die Tochter: es ist, als ob sie alles auf sich gezogen hätte, was man einem Menschen vorwerfen, vor allem, wessen er sich selber anklagen könne – und doch ist kaum zu sagen, was eigentlich ihr Vergehen ist. Da ist keine Form entsetzlicher Vernachlässigung zu finden, nichts von legendärer Herzlosigkeit alternden Eltern gegenüber. Die Tochter lässt die Mut-

ter nicht im Stich und nicht einfach allein, sie telefoniert zweimal täglich, besucht sie, winkt lange beim Abschied, und begleitet doch ihr ganzes Tun mit der Einsicht, nicht genug zu tun. Ein Detail führt uns zum eingangs angeschlagenen Thema zurück: Wenn sie bei der Mutter auf Besuch ist, legt sie überall kleine Zettel hin, damit die Mutter auch später ihre Zuneigung spürt – aber sie bleibt nicht länger als die vorausgeplante Zeit, sie bleibt nicht unbeschränkt, ohne Berechnung – es zieht sie in ihr Leben zurück, letztlich an den Schreibtisch, wo sie ihre Zuwendung zur Mutter schreibend verwirklicht, im Zwang der Reflexion, der Spontaneität zerstört. Gabriele Wohmann diagnostiziert es selbst, schonungslos: «Wir machen uns alles nur immer zurecht ... Ein Gefühl muss erst künstlich und kann erst dann ein Ausdruck werden ...»

Damit wird aber auch deutlich: es geht nicht einfach um das Verhältnis zweier Generationen zueinander, sondern um die Beziehung eines hochintellektuellen, seine Gefühle unablässig reflektierenden Menschen zu einem in sich ruhenden, mit sich und der Welt im Einklang stehenden. Um es mit den (in diesem Zusammenhang freilich etwas ungefähr gebrauchten) Schillerschen Begriffen zu sagen: gegen die sentimentalische Tochter hebt sich die Mutter als Inbegriff eines naiven Menschen ab: der ohne Frage das Notwendige tut, ein Leben lang ohne jede Reserve sich damit begnügt, einer Gruppe von Menschen Geborgenheit zu geben, die auch als Witwe wiederum das Notwendige tut. Eine Idealgestalt, bei der sich die Frage stellt, ob sie, nach Massgabe der realistischen Darstellung, zu ideal geraten sei; gesehen aus der Sehnsucht, der Zerquältheit des reflek-

tierenden Menschen, der im Naiven das verlorene Paradies sieht und es nicht von Zweifeln zerfressen lassen will (lieber diese Zweifel auf sich selber richtet). Ein verlorenes Paradies auch in einem andern Sinn: die alternde Mutter immer noch gesehen von der Kindheit her, als Garant einer Geborgenheit, die es nur einmal und nur damals gab: «Das war doch einmal eine Mutter, bei der man als Kind vom Streuselkuchen das Obere abschneiden durfte und das Untere nicht zu essen brauchte!»

Und doch wird die Mutter in diesem Buche fast an den Rand gedrängt – nicht eigentlich durch die Tochter selbst (die Mutter wirkt als Person stärker, geschlossener), sondern durch deren Reflexion ihrer Gefühle: ein eindrückliches Beispiel dafür, dass der Sentimentalische nie ganz zur Naivität, nie ganz zum verlorenen Paradies zurückkommt, dass der reflektierende Mensch nie ganz aus sich herausfindet, auch nicht zu einem geliebten Menschen; die Reflexion steht ihm im Wege. Nicht ein Buch über die Mutter ist Gabriele Wohmanns neuer Roman geworden, sondern ein Buch über die Beziehung zur Mutter, über sie selbst, soweit sie in der Zuwendung zur Mutter sich verwirklicht. «Ausflug mit der Mutter» – wobei bezeichnend ist, dass dieser Ausflug nie zustande kommt, nur in den Wünschen der Mutter und in den unbestimmten Versprechungen und Plänen der Tochter existiert.

Noch einmal sei die Frage gestellt, ob dies Buch den Leser etwas angehe – oder ob es nichts anderes darstelle als ein in seiner Exaktheit bewundernswertes Protokoll der Emotionen und Reflexionen eines so gar nicht stellvertretenden Menschen. Gabriele Wohmann

weist freilich schon die Frage selbst zurück: «Alles, wovon ich rede, geht keinen was an ausser mir: das ist mein ehrlichstes Schreibgefühl» – schärfer und abweisender kann man es nicht sagen. Und doch rührt dies subjektive und egozentrische Protokoll an Erfahrungen anderer Menschen, bricht Gabriele Wohmann ein in das Vokabular, das sich in den letzten Jahren zum Altersthema herausgebildet hat: und solche Einbrüche sind es, die immer wieder das Erstarren in Konventionen und Schablonen verhindern. Was sie als individuelle und nur individuelle Erfahrung beschreibt, ist so privat eben nicht. Denn die Haltung erwachsener Kinder ihren alternden Eltern gegenüber ist ja ein Zustand ohne Naivität, bestimmt durch Reflexion, belastet, fast unausweichlich, durch schlechtes Gewissen. Weitergeführt und gelebt wird ja eine Beziehung, die einmal, in der Kindheit, eine totale war, die durch die Jahre verändert und reduziert wurde – und schliesslich verkehrt wird aus einem Zustand der erfahrenen Geborgenheit in die Aufgabe, den Eltern Hilfe zu leisten. Was natürlich und spontan war, wird nun zum Programm. Die Schuld, die, fast unausweichlich, damit verbunden ist, hat Gabriele Wohmann aufgezeichnet als die ihr eigene, unverwechselbare, unteilbare – («Wenn die Tochter eine Selbstverständlichkeit als selbstverständlich bezeichnet, wird ihr zu ihrem Schaden bewusst, dass sie an etwas in ihr Verschollenes rührt. Ihr ist nichts selbstverständlich.») – und sie trifft damit den Leser dennoch, ohne Absicht, in seinem Erfahrungsbereich.

Elsbeth Pulver

¹Luchterhand-Verlag, Darmstadt und Neuwied 1976.

PHILOSOPHIE ALS LEBENSWEISHEIT

Zu gesammelten Aufsätzen und Vorträgen von Gerhard Huber

Es ist wohl kaum übertrieben, die geistige und gesellschaftliche Lage unserer Zeit als tiefgehende Desorientierung zu bezeichnen und es ist zu vermuten, dass dieses Jahrhundert als eigentliches Zeitalter nie dagewesener Konfusion in die Geschichte eingehen wird. Sieht man sich nach den Gründen für diesen bedenklichen Zustand um, so zeigt es sich, dass dieselben ebenso mannigfaltig erscheinen, wie die herrschende Verwirrung vielseitig ist.

In *historischer* Hinsicht war es wohl die industrielle Revolution, die die abendländische Gesellschaft am nachhaltigsten geprägt hat, indem sie den Materialismus und die einseitige Rationalität der Technik zum obersten Gesetz eines vor allem quantitativen Fortschritts erhob. Dies führte zur Entstehung eines umfassenden industriellen, wirtschaftlichen und sozialen Zivilisationsapparates, der bald nicht mehr bloss im Dienste des Menschen und der Gesellschaft stand, sondern in zunehmendem Masse zu einem Selbstzweck wurde, dessen Eigengesetzlichkeiten und Sachzwänge heute vielfach nicht mehr überblickt, geschweige denn beherrscht werden. Bei geistesgeschichtlicher Betrachtung fällt vor allem der in der Neuzeit rapid erfolgte Ausbau eines umfassenden Systems der mathematisch-physikalischen Naturwissenschaften in Betracht. Dieses universale Instrument der Wirklichkeitserfassung führte zu einer zunehmenden Verdrängung der Autorität der das christliche Abendland bis anhin beherrschenden Offenbarungswahrheiten, ohne indessen

hinsichtlich letzter Fragen einen vollen Ersatz dafür zu bieten. Die Wissenschaft selber trug paradoxerweise zur Orientierungslosigkeit bei, indem sie sich in immer mehr spezialisierte Einzeldisziplinen aufzweigte, deren Ergebnisse den Zusammenhang untereinander weitgehend verloren, während sie sowohl in ihren Fundamenten wie an ihren Grenzen letztlich unverifizierbar bleiben. Die Philosophie aber, deren wesentliche Aufgabe seit ihren Anfängen in der griechischen Antike die Integration des Wissens zu einem ganzheitlichen Welt- und Menschenbild gewesen ist und bleibt, verfiel im Gefolge dieser Entwicklung selber der Spezialisierung zu einer geisteswissenschaftlichen Disziplin, die sich mehr und mehr von der ganzheitlichen Wirklichkeit der Welt und des Lebens abwandte, um sich im Elfenbeinturm ihrer eigenen Geschichte als «art pour l'art» ihren abstrakten Spekulationen hinzugeben.

Geht man den *soziologischen* Aspekten dieser Entwicklung nach, so stösst man auf Erscheinungen, die mit den Stichworten der Verstädterung, Vermassung und Nivellierung der Gesellschaft, bei gleichzeitiger Auflösung echter menschlicher Kommunikation, mit entsprechender Entfremdung und Vereinsamung des Individuums angedeutet werden können. Die seelischen Auswirkungen dieser Phänomene auf den Menschen der westlichen Gesellschaft werden heute dank der ausserordentlichen Entwicklung der neueren Psychologie in zunehmendem Masse erkannt

und gewinnen in der Gesellschaftskritik deutlich an Gewicht. Die Psyche des Menschen erscheint der Tiefenpsychologie als ein weitgehend selbstreguliertes System von komplementären Funktionen wie Intellekt und Gemüt, Bewusstsein und Unbewusstes, individuellen und kollektiven Strebungen, das zudem mit der natürlichen und sozialen Umwelt einen komplizierten Regelkreis bildet. Dieses System weist zwar eine erstaunliche Elastizität auf, die dem Menschen seit Urzeiten eine weitgehende Anpassung an wechselnde Bedingungen seiner natürlichen und sozialen Umwelt ermöglicht hat. Wann immer aber zivilisatorische Lebensformen zur eigentlichen Natur des Menschen allzusehr in Widerspruch geraten, lösen sie entsprechende kompensatorische Verhaltensweisen und Reaktionen beim Individuum und innerhalb des Sozialkörpers hervor. In diesem Sinne bilden Erscheinungen wie das heute so verbreitete Gefühl von verfehlter Selbstverwirklichung und Sinnverlust («Frustration»), der Protest und die Leistungsverweigerung der Jugend, die zunehmende Aggressivität und anderes mehr vor allem psychische Reaktionen auf den einseitigen Rationalismus unseres Bildungswesens, den lebenslangen sozialen Leistungsdruck in Verbindung mit dem vorwiegend materialistischen Wohlstandsdogma der modernen Industriegesellschaft sowie die Vereinsamung des Einzelnen in der Masse.

Dies alles weist eindeutig auf den interdisziplinären Charakter der heute dringend notwendig gewordenen gesamt-kulturellen Besinnung. Eine solche Besinnung, als wesensgemässe und traditionelle Aufgabe der Philosophie, wird von dieser jedoch nicht in der bisher vorwiegend üblichen Form philoso-

phiegeschichtlicher Bestandesaufnahmen und mehr oder weniger weltfremder Denkübungen zu lösen sein, sondern erfordert in Anbetracht ihrer Wichtigkeit für das Überleben unserer Gesellschaft eine energische Verlagerung des Schwerpunktes ihres Selbstverständnisses auf die philosophische Anthropologie im Sinne einer neuen Lebensweisheit des modernen Menschen. Im Anschluss an solche Überlegungen ist es nun angebracht, auf ein Buch hinzuweisen, das in der Schriftenreihe der Eidgenössischen Technischen Hochschule, Abteilung für Geistes- und Sozialwissenschaften, erschienen ist und in dem unter dem Titel «*Gegenwärtigkeit der Philosophie*» Vorträge und Aufsätze von *Gerhard Huber* aus einem Zeitraum von zwanzig Jahren vereinigt sind¹. Hier wird Philosophie so verstanden und geboten, wie sie wohl alleine für die heutige Gesellschaft fruchtbar gemacht werden kann, nämlich in einer thematischen Gliederung und sprachlichen Form, die nicht nur etwa den Studenten der ETH, als künftigen Planer und Gestalter unserer technischen Welt, sondern vor allem auch jene massgeblichen Kreise in Staat und Gesellschaft ansprechen dürften, auf die es bei der Bewältigung der Zukunft ankommen wird. In vier Teilen mit den Themen «Herkunft», «Gegenwart», «Wissenschaft, Technik, Gesellschaft» und «Bildungsfragen» stellt der Autor zunächst die geschichtlichen Ursprünge des westlichen philosophischen Denkens dar, bespricht dann Aspekte der Philosophie der Neuzeit, um anschliessend auf die Probleme des Menschen in der modernen Gesellschaft und schliesslich – als Pädagoge – auf aktuelle Bildungsfragen einzugehen.

Huber stellt fest, dass Philosophie,

als Versuch denkender Rechenschaft vom Ganzen der Welt, in der Gegenwart keine wichtige Rolle spielt, da die Grundtendenz des modernen Gesellschaftslebens eben nicht auf Besinnung, sondern auf materiellen Wohlstand geht. Auch gibt er zu, dass die Philosophie im Verlaufe der geistesgeschichtlichen Entwicklung der Neuzeit selber weitgehend dem Chaos verfiel. Die Vielfalt ihrer gegensätzlichen Lehren und Meinungen bewirkte mit dem Verlust der inneren Einheit auch den der Wahrheit, während gleichzeitig das Vertrauen zum philosophischen Denken und daher auch seine gesellschaftliche Wirkung sich verlor. Nach Huber bildet es aber den Massstab für den Rang des jeweiligen philosophischen Denkens, ob es als Weisheit dem Leben zu dienen vermag. Unter diesem Gesichtspunkt muss heute von einem Niedergang der Philosophie gesprochen werden, und der Autor fordert daher eindringlich die eigene Besinnung der Philosophie auf ihren Auftrag, durch vernünftiges Denken die Wirklichkeit der menschlichen Existenz mitzugestalten. Einen der wesentlichen Gründe für die Spaltung des heutigen Denkens sieht er darin, dass insbesondere die Lehren der Lebens- und Existenzphilosophie den grundsätzlichen Vorrang des Menschen vor der Natur postulieren, also das spezifisch Menschliche zum Ausgangspunkt nehmen, während demgegenüber die Denkrichtung des Positivismus ein Weltverständnis anstrebt, das die qualitativen Aspekte des subjektiven menschlichen Erlebens zurückstellt und sich einzig auf die naturwissenschaftlichen Gesetzmässigkeiten stützt, die eine objektive, abstrakt-rationale Erkenntnis der Wirklichkeit ermöglichen sollen. Die damit verbun-

dene Spaltung von Denken und Sein, logischem Verstand und lebendiger Wirklichkeit, bewirkt einen Verlust der Ganzheit der Erkenntnis und führt letztlich zur Sinnlosigkeit dieser extremen Positionen, zwischen denen daher vermittelnde Denkrichtungen einen Ausgleich zu schaffen suchen. Wenn nun die philosophische Frage nach dem Weltbild das *Ganze* der Wirklichkeit, das heisst sowohl die Natur wie den Menschen selbst betrifft, so gehört heute zur Ergänzung des enormen Zuwachses an wissenschaftlichen Einzelkenntnissen über die Natur notwendigerweise eine vermehrte Bemühung um ein zeitgemässes Menschenbild.

Zu einem solchen gehört aber neben den primordialen psychologischen und sozialen Aspekten vor allem die Frage nach dem eigentlichen *Wesen* des Menschen. Hier rührt die philosophische Anthropologie an die letzten Fundamente menschlichen Denkens und Seins, nämlich die Beziehung zum Absoluten, und nur eine Auseinandersetzung mit der religiösen Überlieferung wird es dem nach ganzheitlicher Erkenntnis strebenden Menschen ermöglichen, ein neues Vertrauen in den Sinn der Wirklichkeit zu gewinnen. Überhaupt erscheint dem Autor eine Besinnung auf die Herkunft der abendländischen Denktradition aufschlussreich. In der griechischen Philosophie war der Mensch als *Zoon logikon*, das heisst vernunftbegabtes Lebewesen, in das Ganze des Seins einbezogen und damit dem Sinn der Wirklichkeit und den Gesetzmässigkeiten des Kosmos selbst unterworfen. In der Spätantike und im Mittelalter löste sich indessen diese Einheit in dem Masse, als unter dem Einfluss des Christentums Geist und Natur in das hierarchische Verhältnis

von Schöpfer und Geschöpf gerieten. Die Neuzeit steht denn seit Descartes im Zeichen der völligen Spaltung der Wirklichkeit in Materie und Geist, die vollends verhängnisvoll wurde, als mit dem Schwund des religiösen Glaubens der Begriff des Geistigen, als absolut schöpferischer dynamischer Potenz, auf den Menschen selbst übertragen, beziehungsweise mit seinem abstrakten Verstand verwechselt wurde. Diese Identifikation des menschlichen Wesens mit dem göttlichen Absoluten betrachtet Huber mit Recht als die eigentliche Problematik aller philosophischen Anthropologie, und hier könnte seiner Ansicht nach die zentrale Aufgabe dieser geisteswissenschaftlichen Funda-

mentaldisziplin in unserer Zeit liegen.

Über die hier herausgegriffenen grundsätzlichen Aspekte hinaus erfahren die erwähnten Themenkreise im einzelnen unter den wechselnden Titeln des rund 300seitigen Sammelbandes eine nähere Ausführung, die vor allem auch dank ihrem ständigen Bezug auf aktuelle Fragen unserer Zeit jedem um die Zukunft der westlichen Gesellschaft besorgten Leser mannigfaltige Denkanstöße und eine ungewöhnliche Bereicherung bieten.

Marc A. Jaeger

¹ Gerhard Huber: *Gegenwärtigkeit der Philosophie*, Birkhäuser-Verlag 1975.

HINWEISE

Währungsdiplomatie durchs Schlüsselloch beobachtet

Dass eine Chronik der internationalen Währungspolitik nicht nur spannend, sondern sogar amüsant sein kann, beweist *Rainer Hellmann* mit «Dollar, Gold und Schlange. Die letzten Jahre von Bretton Woods». Als aufmerksamer journalistischer Beobachter von Währungskonferenzen rekonstruiert Hellmann auch das, was sich hinter verschlossenen Türen abspielte. Er beginnt mit «Schillers römischen Enthüllungen»: der deutsche Finanzminister liess am 1. Dezember 1971 nach einem Treffen des Zehnerklubs der wichtigsten In-

dustrielländer in Rom durchblicken, dass die USA eine Abwertung des Dollars planten. Daraus ist seither das allgemeine «Floaten» geworden, das dieses Jahr im Internationalen Währungsfonds legalisiert wurde, in einer Mini-Reform «ohne festen Massstab, ohne feste Kreditgrenzen, ohne festen Wechselkurs». Hellmann zieht daraus die Schlussfolgerung: «Auch in Zukunft werden in erster Linie die politischen Machtverhältnisse entscheiden. Es wird keine grosse Weltwährungsreform und keine neue Weltwirtschaftsordnung mit stabilen Rohstoffpreisen aus der Konferenz-Retorte geben.» Wenigstens können dank dem Floaten die stabilitätsbewussten Länder

sich gegen importierte Inflation schützen und eine strikte Geldmengenpolitik betreiben. Nach Hellmann muss bei der Geldmenge «der Haupthahn europäisch geregelt» werden, wenn die EG Währungsstabilität erreichen will, die Schlange also «Haustier» und nicht «Spalterdrachen» sein soll. Der Währungsverbund, dem nur noch fünf der neun EG-Länder angehören, hat als Integrationsinstrument versagt – obwohl Frankreich im Namen der EG-Solidarität der Schweiz den Beitritt verwehrt («Asterix sperrt Helvetien aus»). In Hellmanns mit Anekdoten und Porträts gewürzter Darstellung wird das «Wie» des turbulenten Währungsgeschehens der letzten Jahre deutlich – über das «Warum» bleiben jedoch manche Fragezeichen stehen. Allzu oft scheinen nicht wohldefinierte Interessen aufeinanderzustossen, sondern irrationale Glaubenssätze über den Wert freier und fester Wechselkurse oder die Rolle des Goldes. Hellmann räumt ein, dass er auf knapp 200 Seiten nicht alle Erklärungsmöglichkeiten ausschöpfen konnte: «Die wirtschaftliche Einbettung jeder währungspolitischen Massnahme aufzuzeigen und das Zusammenspiel aller Faktoren der Zins-, Einkommens- und Haushaltspolitik nachzuzeichnen, auf dessen Hintergrund die Politiker entscheiden mussten, hätte eine Arbeit anderen Umfangs erfordert.» Darunter hätte auch die Aktualität des Buches gelitten, das – bis Juli 1976 nachgeführt – bereits im September im Buchhandel war (Nomos-Verlagsgesellschaft, Baden-Baden 1976).

D. G.

Studien zu Dürrenmatts Werk

1968 schon soll die Dürrenmatt-Bibliographie 460 Titel aus der Sekundärliteratur verzeichnet haben; aber es besteht dennoch die Ansicht, wissenschaftlich relevante Arbeiten über den Autor seien eher selten. So zum Beispiel sieht es Gerhard P. Knapp, der Herausgeber der vorliegenden Sammlung kürzerer Studien, zu der er selber den Forschungsbericht und die Bibliographie beigesteuert hat. Es wundert einen freilich, wie man im Zeitalter der Rezeptionsästhetik darauf kommen kann, gerade bei einem Autor wie Friedrich Dürrenmatt «die nicht wissenschaftlich orientierten Kritiken» aus der Betrachtung auszuklammern. Schon die merkwürdige Unterscheidung gibt Probleme auf. Und was denn qualifiziert die in der Sammlung vereinigten Studien als «wissenschaftlich»? Man möchte lieber nach Kriterien unterscheiden, die nach der Originalität der Fragestellung, nach den Aufschlüssen interpretatorischer Art fragen. Wenn etwa Renate Usmiani die Hörspiele des Dramatikers untersucht, oder wenn Hans Bänziger im Blick auf «Die Panne» die Gerichte und das Gericht von Alfredo Traps zueinander in Beziehung bringt, so braucht es uns wenig zu kümmern, wie wissenschaftlich es dabei zugeht: entscheidend ist der Ertrag. Der Band enthält ein paar interessante Studien und bietet einen bibliographischen Überblick über die Sekundärliteratur – die wissenschaftliche, selbstverständlich (Verlag Lothar Stiehm, Heidelberg 1976).